

die Theodizee in der hinduistischen (226–242) sowie buddhistischen Tradition (243–261) beschließen das Werk.

Dieses zeichnet sich durchgängig durch eine große Lesefreundlichkeit aus. Die Einführungen sind sprachlich so einfach wie möglich, inhaltlich aber so detailliert wie erforderlich gehalten und stimmen damit gut auf die jeweiligen Primärtexte ein. Lobend hervorzuheben sind die aussagekräftigen Randleistenzitate, die den *nervus rerum* der einzelnen Positionen prägnant auf den Punkt bringen. Die Auswahl der Primärtexte ist durchweg gelungen. So darf dem Werk eine große interessierte Leserschaft gewünscht werden. Nicht nur Studierende des Fachs Theologie und Religionslehrer, sondern grundsätzlich jeder Laie, der über seinen Glauben nachdenken will (7), wird das Buch mit Gewinn lesen. Angesichts eines Leids, das das „Glaubensvertrauen immer wieder tief in Frage stellt“ (144), eine intellektuell redliche Hoffnungsperspektive auszuweisen, stellt das bleibende Verdienst der im vorliegenden Werk versammelten Ansätze dar. „Wollen die Religionen nach wie vor eine glaubwürdige Hoffnungsperspektive eröffnen, dann führt kein Weg an einer sachlichen und rationalen Argumentation vorbei“ (262). Dies stellt das Buch eindrücklich unter Beweis. C. J. AMOR

HEIDEGGER, MARTIN, *Zum Wesen der Sprache und zur Frage nach der Kunst* (Gesamtausgabe; Band 74). Herausgegeben von *Thomas Regehly*. Frankfurt am Main: Klostermann 2010. 214 S., ISBN 978-3-465-03668-5.

Der vorliegende Bd. der III. Abteilung der Heidegger-Gesamtausgabe „Unveröffentlichte Abhandlungen. Vorträge – Gedachtes“ ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil (5–187) betrifft das Thema „Sprache“. Er enthält Textgruppen, die insofern verschieden sind, als sie aus verschiedenen Mappen im Nachlass stammen. Sachlich handelt es sich mehr oder weniger um immer denselben Themenbereich. Worum geht es dabei? Der Inhalt, der größtenteils aphoristisch bzw. notizenhaft ist, widersteht einer eigentlichen Zusammenfassung. Nur einige Eindrücke und vermutete Zusammenhänge, die sicherlich im Vorraum des von Heidegger (= H.) Intendierten stehen bleiben, können geschildert werden. – Die gewöhnliche, „technisch“ geprägte Sprachtheorie geht aus von „Wörterdingen“, die zusammengesetzt sind aus zwei konventionellen Komponenten: den sinnlichen „Zeichen“ (lautlichen und schriftlichen) und der geistigen „Bedeutung“. Dieser Zugang bezieht sich zunächst auf die Analyse fremder Sprachen und wird dann rückwirkend auch auf die je eigene angewandt. Diesen Zugang lehnt H. ab. Er geht für seine Analyse vom unreflektierten Leben in der Muttersprache aus. Hier liegt die Sprache nicht objektiv in Form von Vokabeln und Grammatikregeln vor; vielmehr leben wir durch sie hindurch auf die Dinge und auf uns selbst hin. H. schließt sich hier W. v. Humboldts Auffassung der Sprache als *energeia* an (179–180). Wir markieren also nicht die schon bekannten Dinge mit sprachlichen Bezeichnungen. Vielmehr sind die Dinge als diese überhaupt erst durch die Vermittlung der Muttersprache „da“. Diese ist, verglichen mit den „Maulwurfshügeln“ unserer philosophischen Abstraktionen, ein „Berg“, wie H. Herder zitiert (174). Im Alltag dient sie der Verständigung. Doch hat sie noch andere Zwecke und wandelt sich so zur dichterischen und philosophischen Sprache. *Die* „Konkretion“ der Sprache aber, „das Geschicht ihrer ist das Gespräch als ereignetes“ (101). „Das eigentliche Gespräch: das andeutende, schweigend-wartende, schonend-scheuende, unvordenkliche Sicheinander Zusage“ (103). Doch hält H. eine Abgrenzung für notwendig: „nicht als Unterhaltung und Zwiesprache zwischen festgestelltem ‚Ich‘ und ‚Du‘, und dieses gar noch christlich als Mensch und Gott! Sondern Gespräch als Wortbehütung und Verschweigung, Ereignung des Da als Entscheidungsspielraum des Inzwischen“ (143).

Wie stehen nun zueinander die Sprache (oder „das Wort“) und das Sein bzw. das (in Anlehnung an Schellings Zeit) mit \dot{Y} geschriebene Seyn? „Sein“ ist selbst ein Wort der Sprache, das Kant als entworfenene Kategorie deutet, die das Gewühle der Empfindungen auf ein Stabiles, die Objektivität hin, zusammenzwingt. Ist so der konstitutive Beitrag der Sprache zum „Seienden“ zu deuten? H. lehnt diese Idee ab, da sie den Eindruck nahelegt, das Sein werde so erst „gemacht“ (70). Man müsse umgekehrt vom Sein selbst ausgehen. Was H. mit diesem – fast „privatsprachlich“ zu qualifizierenden – Ausdruck meint, ist offenbar etwas dicht Gefülltes. Was aber soll der Leser darunter verstehen?

Ausgehend von traditionellen Termini kann man festhalten: Erstens: Das „Sein“ ist nichts Seiendes, ja nicht einmal entscheidend das Sein von Seiendem. H. versteht es vom (ausgesprochenen oder auch stillschweigend vollzogenen) „ist“ her, das die Offenheit des intentionalen Bezugs trägt. Zweitens: Zum Seyn selbst gehört seine Lichtung, die wiederum die beiden Pole der Enthüllung und der Verbergung hat, wobei das Letztere gewissermaßen den (bis jetzt immer übersehenen) Vorrang hat. Diese Lichtung ist einerseits wesenskonstitutiv, andererseits aber gilt: „Nicht immer west das Seyn“ (107). Drittens: Die Lichtung selbst kann nicht sein ohne das menschliche Dasein. Die Sprache ist, ebenso wie die Stimmung, eine der wesentlichen Dimensionen dieser Lichtung. Der zukünftige Mensch ist für H. „der vom Wort ‚Getragene‘, – d. h. von der ‚Stimme‘ Gestimmt in die Inständigkeit zur Wächterschaft der Wahrheit des Seyns“ (129). Denn H. versucht durchgängig, die „metaphysisch“ geprägte Auffassung der Sprache als sinnlich-geistiger Einheit und des Menschen, als des Lebewesens, das Sprache hat, hinter sich zu lassen und einen „anderen Anfang“ vorzubereiten. Darin hat das Hören einen Vorrang vor dem Reden; verschiedene Weisen des Schweigens (152) werden genannt, wobei das „Er-schweigen“ aus der Erfahrung der „Stille“ motiviert ist. Von daher erweist sich der „Spruch als Bruch und Erdung der Stille“ (131). Eine knappe, aber vielsagende Bemerkung rechnet das Dichten Georges und Rilkes noch dem Umkreis der Metaphysik, nämlich derjenigen Nietzsches zu; ganz anders stehe es mit Hölderlin (129). – Der zweite Teil des Bds. (191–206) ist viel kürzer als der erste und nimmt sich wie ein Anhang aus. Sein Titel ist „Zur Frage nach der Kunst“. Faktisch handelt es sich um lockere Reflexionen zum Verhältnis von Kunst und Kunsttheorie sowie um Vorstufen des Sankt Gallener Vortrags „Die [plastische] Kunst und der Raum“.

Die hier publizierten Texte stammen, abgesehen von einigen wenigen, die später entstanden zu sein scheinen, aus den Jahren 1939–1945. Daraus erklären sich kritische Seitenhiebe auf das nationalsozialistische Kriegsregime, wie z. B. zum Missbrauch des Begriffs der Pflicht, für den H. die kantische Urform reklamiert (36), oder zum Kult des Politischen und der Jugend (38), oder zur Vorstellung, Kunst habe dem Volk zu dienen (206). Die einzelnen Textstücke tragen oft den Charakter von lockeren Notizen oder nur gerade angefangenen Vorträgen. Eines der wenigen „vollständig durchkomponierten“ Stücke – „Das Wort. Vom Wesen der Sprache“, aus dem Jahr 1945 oder früher – ist zugleich eines der hermetischsten. So enthält der vorliegende Bd. strenge Gedanken- und Textfügungen, die eindrucksvoll sind in ihrer Knappheit, zugleich faszinierend und nahezu unzugänglich in ihrer Dichte. Es sind durchaus Texte, die den Eindruck hinterlassen, hinter ihnen stehe ein entschiedenes und präzises Denken, H. wisse, was er da sagt. Zugleich gelingt es ihm kaum, den Lesern, ausgehend von deren Verstehensmöglichkeiten, aufzuzeigen, was das ist. Sind es also nur Selbstverständigungstexte, die gar nicht für ein Publikum gedacht waren? Oder sollten Einsichten notiert werden, für eine Zeit, die vielleicht dafür reif sein und dann auch die Geduld und Fähigkeit aufbringen wird, die kryptischen Formulierungen zu entziffern? – Der Herausgeber ist Vorsitzender der Schopenhauer-Gesellschaft. Er hat schon bei der Edition von Bd. 60 der H.-Gesamtausgabe mitgewirkt. Die Angaben, die er zur Entstehungszeit und -gelegenheit der einzelnen Textstücke beibringen konnte, sind leider zum Teil sehr ungefähr oder fehlen ganz.

G. HAEFFNER S. J.

ZABOROWSKI, HOLGER, „Eine Frage von Irre und Schuld?“ Martin Heidegger und der Nationalsozialismus (Fischer; 18017). Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2010. 794 S., ISBN 978-3-596-18017-2.

„Martin Heidegger und der Nationalsozialismus“ lautet der Untertitel dieser umfangreichen Studie, und der Verfasser, Holger Zaborowski (= Z.), widmet seine ausführliche Einleitung der selbstkritischen Frage, inwieweit diesem oft beschriebenen Themenkomplex eine neue Untersuchung hinzugefügt werden muss. Er beruft sich dabei im Wesentlichen auf die Tatsache, dass neue, bisher unbekannte Dokumente zu bewerten sind. Auch gilt es, Primärquellen aus H. s Nachlass wie auch erstmals erschlossene Briefwechsel des Philosophen in eine neue wissenschaftliche Bewertung einzubeziehen.

Z., der als Professor an der Philosophischen Fakultät der Catholic University of America in Washington unterrichtet, macht sich die Sache nicht einfach, indem er das